

mandelbaum *verlag*



Charlotte
Perkins Gilman
Diantha oder der
Wert der Hausarbeit

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch

von Margot Fischer

Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen

von Petra Schaper Rinkel

mandelbaum *verlag*

Kapitel I

Behindert

One may use the Old Man of the Sea,
For a partner or patron,
But helpless and hapless is he
Who is ridden, inextricably,
By a fond old mer-matron.

Das Haus der Wardens war eine weit eindrucksvollere Erscheinung als die der Nachbarn. Es hatte einen Park statt bloß eines Hofes oder Gartens, breite Veranden mit Säulen und Balkons, die auf Vorbilder in den Südstaaten verwiesen. Überdies verfügte es über eine Kuppel, die dem Gebäude eine historische Anmutung verlieh und von den fortwährenden Ambitionen der Erbauer zeugte. Das stattliche Herrenhaus war mit gewaltigen blühenden Ranken bedeckt, und mit ebenso gewaltigen Hypotheken belastet. Mrs. Roscoe Warden und ihre vier Töchter residierten friedvoll unter den Ranken während Roscoe Warden Jr. verzweifelt mit den Hypotheken rang.

Mrs. Warden war eine feingliedrige, etwas träge Dame, die ihr dünnes, doch immer noch braunes, Haar in Wasserwellen über einer hohen blassen Stirn trug. Sie saß auf einem Sofa auf der großzügigen, rosenbeschatteten Veranda, umringt von Bergen sich bauschenden bunten Garns. Sie genoss es, Strähne um Strähne der weichen Wolle in leuchtenden Schattierungen zu erwerben, in Stücke zu schneiden und in kontrastierenden Farbtönen zu verknoten, um daraus Decken mit verblüffendem Aussehen zu häkeln. In Kalifornien besteht zwar kein großer Bedarf an Decken, doch »sie sind so annehmbare Geschenke«, antwortete Mrs. Warden jedem,

der nach der Sinnhaftigkeit ihrer Arbeit fragte. So fuhr sie fort, die flauschigen Bündel in endlosem Strom zu Weihnachten, Geburtstagen und Hochzeiten zu versenden. Da sie angenommen wurden, mussten sie wohl annehmbar sein, und so floss der Strom weiter.

Um sie herum, zwischen den leuchtenden Blüten und den noch leuchtenderen Wollsträhnen, saßen, unterschiedlich aufmerksam, ihre Töchter. Die Mutter, eine dichterische Seele, hatte sie in melodösen Reimen benannt: Madeline und Adeline waren die älteren, Coraline und Doraline die jüngeren. Zu spät war ihr aufgefallen, dass diese melodischen Endungen immer zwei Töchter gleichzeitig riefen, und »Lina« sogar alle vier.

Eine sanfte Stimme erklang im Türrahmen. »Mis Immerjin, da is keine Butta nicht fürs Nachtmahl.«

»Keine Butter?«, rief Mrs. Warden ungläubig. »Aber, Sukey, ich bin sicher, wir haben letzten Dienstag ein Fass liefern lassen!«

»Eher vorige Woche Dienstag, Mutter«, meinte Dora.

»Unsinn, Dora! Es war diese Woche, nicht wahr, Mädchen?« Die Mutter appellierte mit Nachdruck an sie, als ob der Tag der Lieferung den Tisch für das Abendessen decken würde, doch keines der Mädchen, von Dora abgesehen, reagierte darauf.

»Du weißt, dass ich nie von etwas Notiz nehme«, sagte die künstlerische Cora; und die »De-linen«, wie die jüngeren Schwestern sie nannten, sagten nichts.

»Könnt was von Mis Bell leihn«, schlug Sukey vor. »Is näher als da Laden.«

»Ja, mach das, Sukey«, stimmte ihre Herrin zu. »Es ist so heiß. Aber was hast du mit unserer Butter gemacht?«

»Also, n Stück hab ich der Mis Bell zrückbracht, was ich vorher ausglihn hab – ich geb immer alls zrück was ich ausleih. Und se wissn, Waffln und Süßkartoffln und Cohnbrot brauchn Butta, und erst de Kuchn, de se alle so mögn – und Brathuhn – und –«

»Schon gut, Sukey. Geh, richte Mrs. Bell meine besten Grüße aus und bitte sie um ein Stück. Und vergiss nicht, es ihr möglichst rasch zrückzubringen. Und ihr, Mädchen, erinnert mich daran, dass ich Ross ein neues Fass liefern lasse.«

»Wir erinnern uns wohl kaum besser als du, Mutter«, sagte Adeline verträumt. »Solche Nichtigkeiten sind absolut uninteressant.«

»Ich finde, es ist Sukeys Angelegenheit, ihm das zu sagen«, meinte Adeline entschieden. Diesmal blieben die »A-linen« stumm.

»So! Sukey ist gegangen!«, bemerkte Mrs. Warden unvermittelt und blickte der stämmigen Gestalt nach, die sich schwerfällig unter den Pfefferbäumen entfernte. »Dabei wollte ich sie um ein Glas Shrub bitten. Dora, Liebes, hole du es für Mutter.«

Dora legte ihre Arbeit ohne großes Bedauern nieder und ging in das Haus.

»Dieses Kind ist von euch allen am praktischsten veranlagt«, sagte ihre Mutter. Die Bemerkung wurde stillschweigend hingenommen, denn das Lob war nicht übertrieben.

Dora durchsuchte den Kühlschrank nach Eis. Sie hatte keine Vorstellung wie teuer Eis in dieser Region war. Es kam »aus dem Geschäft« wie alles andere. Es kam ihr nicht in den Sinn, dass Fisch und Milch und Melonen keine gute Kombination ergeben; oder dass der klamme, leicht unangenehme Geruch nicht unbedingt normal für Kühlschränke war. Ebenso wenig war ihr klar, dass eine sonnige Ecke neben dem Kamin auf der hinteren Veranda, obwohl bequem, keinen gut gewählten Platz für einen Kühlschrank darstellte. Sie konnte den Eispickel nicht finden und legte daher ein großes Stück Eis in ein Geschirrtuch und zerschlug es im Waschbecken. Danach legte sie das größte Stück zurück, nahm, was sie brauchte, und ließ den Rest über einer Schicht aus Fett und Teeblättern vor sich hinschmelzen. Sie nahm den Himbeeressig und bereitete ein sehr schmackhaftes Getränk, das ihre Mutter dankbar entgegennahm.

»Danke, mein Liebling«, sagte sie. »Ich wünschte, du hättest einen Krug davon gemacht.«

»Warum hast du nicht, Do?«, fragten ihre Schwestern.

»Zu spät«, sagte Dora und griff rasch zu Nadel und Fingerhut, dann zu ihrem Garn. »Aber es gibt mehr in der Küche.«

»Ich verzichte lieber, als in die Küche zu gehen«, meinte Adeline. »Ich verachte die Küche.« Dies schien die allgemeine Ansicht zu sein, denn niemand rührte sich.

»Meine Mutter mochte Himbeer-Shrub«, bemerkte Mrs. Warden. »Und eure Tante Leicester, und eure Raymond Cousins.«

Mrs. Warden hatte einen großen Familienkreis, viele geliebte Angehörige, »Verbindungen«, auf die sie mit Recht stolz war, und eine derart weitläufige und verzweigte »Verwandtschaft«, dass sogar ihre sorgfältig großgezogenen Töchter den Überblick verloren.

»Ihr jungen Leute scheint euch überhaupt nicht für eure Cousins zu interessieren!«, fuhr ihre Mutter ein wenig heftig fort. Sie stellte ihr Glas auf dem Geländer ab, von dem es sogleich heruntergestoßen wurde und zerbrach.

»Das ist das fünfte!«, flüsterte Dora.

»Warum sollten wir, Ma?«, fragte Cora. »Wir haben keinen von ihnen jemals gesehen – ausgenommen Madam Weatherstone!«

»Wir werden sie nie vergessen!«, rief Madeline mit zarter Entschlossenheit. Sie legte den Seidenschal, den sie für Roscoe strickte, beiseite. »Welch *gute* Manieren sie hatte!«

»Wie reich ist sie, Mutter? Weißt du das?«, fragte Dora.

»Sicherlich reich genug, um etwas für Roscoe zu tun, hätte sie einen richtigen Familiensinn«, antwortete Mrs. Warden. »Ihre Mutter war die Cousine meiner Großmutter – eine der Virginia Paddingtons. Oder sie könnte für euch Mädchen etwas tun.«

»Ich wünschte, sie würde!«, murmelte Adeline leise, ihre Augen auf den Horizont geheftet, die Hände im Schoß auf dem Taschentuch, das sie für Roscoe bestickte.

»Sei nicht undankbar, Adeline«, sagte ihre Mutter mit Nachdruck. »Du hast ein gutes Heim und einen guten Bruder; kein Mädchen hatte jemals einen besseren.«

»Aber es geschieht nie etwas«, warf Coraline vorwurfsvoll ein. »Keine Feste, keine Ferienreisen, nichts.«

»Cora, sei nicht unzufrieden! Mach es dem guten Roscoe nicht noch schwerer«, sagte ihre Mutter.

»Natürlich nicht, Mutter, um nichts in der Welt. Ich traf sie nur das eine Mal und sie war nicht sehr herzlich. Aber, wie du sagst, sie könnte *etwas* tun. Sie könnte uns zu sich einladen.«

»Sollte sie jemals zurückkommen, werde ich für sie rezitieren«, sagte Dora fest entschlossen.

Ihre Mutter blickte liebevoll auf ihre Jüngste. »Ich wünschte, du könntest, Liebes«, stimmte sie zu. »Ich bin überzeugt von deinem Talent; und Madam Weatherstone würde es anerkennen. Auch Adelines Musik. Und Coras Kunst. Ich bin sehr stolz auf meine Mädchen.«

Cora saß an einem Platz, an dem das Licht gut auf ihre Arbeit fiel. Sie illustrierte einen Gedichtband, malte Blumen auf die Seitenränder – für Roscoe.

»Ich frage mich, ob es ihm gefallen wird«, überlegte sie und legte den Pinsel nieder. Sie hielt das Buch auf Armeslänge, um es besser zu betrachten.

»Natürlich wird es das!«, antwortete ihre Mutter mit Wärme. »Es ist nicht nur schön, sondern beweist auch deine Zuneigung! Wie kommst du voran, Dora?«

Ihre Aufgabe überforderte die Vierzehnjährige beinahe. Sie bestickte ein Flanellhemd mit einem großen komplizierten Motiv – für Roscoe.

Sie war ein ehrgeiziges Kind, neigte jedoch dazu, bei der Ausführung ihrer exorbitanten Projekte zu ermüden.

»Ich nehme an, es wird fertig«, meinte sie etwas lahm. »Was wirst du ihm schenken, Mutter?«

»Wieder einen Bademantel. Sein alter ist schon abgetragen. Nichts ist zu gut für meinen Jungen.«

»Er kommt«, sagte Adeline, die noch immer zur Straße blickte. Hastig verbargen alle ihre Geburtstagsgeschenke.

Ein großer, aufrecht gehender junger Mann, augenscheinlich jäh gereift, öffnete das Tor unter den Pfefferbäumen und kam auf sie zu.

Er hatte feine Züge wie wir sie auf Portraits attraktiver Vorfahren sehen und hätten wohl nach etwas längerem lockigem Haar und

einem Hemd mit großer Krause verlangt. Doch sein Haar hatte einen strengen kurzen Schnitt, sein Hemd war extrem einfach und sein stolz erhobenes Haupt zeugte eher von Anstrengung als von Leichtigkeit.

Dora hüpfte ihm entgegen, Cora trat ein oder zwei angemessene Schritte vor. Madeline und Adeline empfangen ihn Arm in Arm am Rand des Vorplatzes, seine Mutter hob den Kopf.

»Mutter, Teure!«, liebevoll beugte er sich zu ihr und küsste sie. Sie hielt seine Hand und streichelte sie zärtlich. Die Schwestern umringten die beiden mit neckischer Zuneigung. Dora kramte in seiner Manteltasche nach den Zuckerstangen, die ihr der Vater immer mitgebracht hatte. Ihr Bruder erinnerte sich noch daran.

»Bist du nicht etwas früh zu Hause, Lieber?«, fragte Mrs. Warden.

»Ja, ich habe ein wenig Kopfschmerzen«, er strich sich über die Stirn. »Joe kann sich um das Geschäft bis nach dem Essen kümmern.« Sie eilten, um ihm Kampfer, Kölnischwasser und einen Mentholstift zu bringen. Dora zog die Korbliège herbei. Er wurde vorsichtig gebettet, befächelt und umschwirrt, bis seine Mutter alle verjagte.

»Ruh dich aus«, sagte sie. »Bis zum Essen dauert es noch eine Stunde.« Sie bedeckte ihn mit ihrer zuletzt fertiggestellten Häkeldecke und räumte das Chaos der sich in Arbeit befindlichen fort.

Er genoss die Stille, die frische Luft, den Duft der Blumen anstelle des Geruchs nach Melasse und Käse, Seife und Schwefelhölzern. Doch die Kopfschmerzen hörten nicht auf, auch nicht die zugrundeliegenden Sorgen. Er liebte seine Mutter, er liebte seine Schwestern, er liebte ihr Heim, doch den Kolonialwarenhandel, der ihm so unerwartet durch den Tod des Vaters zugefallen war, den liebte er nicht; ebenso wenig die zugehörige Schuldenlast.

Es kam ihm nie in den Sinn, dass sie kein so großes Anwesen erhalten müssten. Er hatte die meiste Zeit seines Lebens dort verbracht. Es war sein Heim. Er wusste nicht, dass der Haushalt drei Mal so viel kostete, wie nötig. Sein Vater hatte ihren Lebensstil nie

hinterfragt, er tat es auch nicht. Er dachte nicht einmal daran, dass fünf Frauen gemeinsam die Hausarbeit erledigen könnten.

Mrs. Wardens Gesundheitszustand war nie gut gewesen. Seit dem Tod ihres Mannes hatte sie sich stets in mehrere ihrer Decken auf einem der vielen Sofas im Haus gehüllt. Madeline war »zart«, Adeline »zerbrechlich«, Cora »nervös« und Dora »noch ein Kind«. Daher verrichteten die schwarze Sukey und ihr Ehemann Jonah die Arbeit, sofern sie überhaupt gemacht wurde. Mrs. Warden betrachtete es als Wunder, dass sie mit einem einzigen Diensthilfen auskam. Das Höchstmaß an weiblicher Hingabe ihrer Töchter beschränkte sich auf das Abstauben des Salons und das Arrangieren von Blumensträußen.

Roscoe schloss die Augen und versuchte sich auszuruhen, doch seine Probleme ließen ihn nicht los. Das Geschäft – ihre einzige Einkommensquelle. Das Haus – eine stete große Belastung. Fünf Frauen, die gekleidet und zufriedenzustellen waren, dazu er selbst. Die nicht zu tilgenden Forderungen aus der Hypothek – und Di-antha.

Als Mr. Warden vier Jahre zuvor verstarb, war Roscoe um die zwanzig Jahre alt, soeben vom College zurückgekehrt, voller Träume, wie er der Welt mit seiner Wissenschaft dienen könne. Er wollte promovieren. Stattdessen war der ältere Mann plötzlich unter der Last, die er mit sichtbarer Freude und Stolz, mit verborgener Sorge und Anstrengung, getragen hatte, zusammengebrochen. Der Jüngere hatte sofort den Platz im Zaumzeug einnehmen müssen.

Er war mutig, kompetent, vollkommen loyal zu seiner Mutter und seinen Schwestern, erzogen in der Tradition vergangener Zeiten was die Verpflichtungen eines Mannes Frauen gegenüber anbelangte. In der ersten Trauer um den Vater und dem Stolz, mit dem er seinen Platz ausfüllen wollte, konnte er nicht im Mindesten abschätzen, wie groß die Bürde sein und wie lange er sie zu tragen haben würde. Ein Jahr, oder zwei, oder ein paar Jahre, sagte er sich, während sie vergingen. Er würde mehr Gewinn machen, die Mädchen würden selbstverständlich heiraten, er würde früh »in Rente«

gehen und seine wissenschaftliche Arbeit wieder aufnehmen. Und – es gab Diantha.

Als ihm seine Liebe zur jungen Nachbarin bewusst geworden war und ihre Liebe zu ihm, hatte die erste Welle an Glücksgefühlen ihm das Leben leichter erscheinen lassen. Sie waren seit sechs Monaten verlobt und es wurde ihm langsam klar, dass sechs Jahre oder sechzehn Jahre vergehen könnten, bevor er würde heiraten können.

Er konnte das Geschäft nicht verkaufen – selbst wenn, wüsste er keine bessere Möglichkeit, seine Familie zu unterhalten. Die Mädchen heirateten nicht, und auch wenn sie es täten, so war ihm mit trostloser Sicherheit klar geworden, wäre er immer noch nicht frei. Zur Tilgung der Hypotheken und Erhaltung des Hauses wäre der gesamte Gewinn der kommenden sechs Jahre nötig. Der junge Mann presste die Zähne aufeinander und drehte den Kopf abrupt zur Straße.

Und da war Diantha.

Sie stand am Tor und lächelte ihn an. Er sprang auf die Füße, einen Moment lang frei von Kopfschmerzen, und lief zu ihr. Von der Liege in ihrem Schlafzimmer aus sah Mrs. Warden die beiden fortgehen. Sie seufzte.

»Armer Roscoe!«, sagte sie zu sich selbst. »Es ist sehr hart für ihn. Aber er trägt seine Bürde wie ein Gentleman. Er ist ein Sohn, auf den man stolz sein kann.« Sie weinte ein wenig.

Diantha hängt sich in seinen dargebotenen Arm ein. Zärtlich ergriff er ihre Hand und sie spazierten ein Stück.

»Möchtest du nicht hereinkommen und Mutter und die Mädchen sehen?«

»Danke, nicht jetzt. Ich muss nach Hause zum Essen. Außerdem wollte ich lieber nur dich sehen.«

Er bedauerte, dass sich an der Straße so viele Häuser befanden, drückte dennoch ihre Hand.

Sie betrachtete ihn aufmerksam. »Kopfschmerzen?«

»Ja. Aber nicht der Rede wert. Sie sind schon wieder weg.«

»Sorgen?«, fragte sie.

»Ja, ich denke, daran liegt es«, antwortete er. »Aber ich sollte mir keine Sorgen machen. Ich habe ein gutes Heim, eine gute Mutter, gute Schwestern und – dich!« Er nutzte eine hohe Hecke und ein leeres Grundstück. Diantha erwiderte seinen Kuss zärtlich, schien jedoch abgelenkt. Sie gingen schweigend weiter, bis er sie fragte, worüber sie nachdenke.

»Über dich natürlich«, antwortete sie. »Es gibt einige Dinge, die ich sagen möchte, doch – nicht sagen sollte.«

»Du kannst mir alles auf der Welt sagen«, antwortete er.

»Du bist vierundzwanzig«, begann sie nachdenklich.

»Zugegeben.«

»Und ich bin einundzwanzigeinhalb.«

»Das ist wirklich keine besondere Offenbarung!«

»Und wir sind seit meinem Geburtstag verlobt«, fuhr das Mädchen fort.

»Das ist alles richtig, Liebste.«

»Also, Ross, wirst du ganz offen zu mir sein? Darf ich dir eine – unverschämte Frage stellen?«

»Du darfst mir jede Frage stellen. Sie kann gar nicht unverschämt sein.«

»Du wirst entsetzt sein, das weiß ich – aber – also, hier ist sie: Was würdest du davon halten, wenn Madeline – oder eine andere deiner Schwestern – arbeiten gingen?«

Er sah sie liebevoll an, doch mit einem kleinen Lächeln um seinen entschlossenen Mund.

»Ich würde es nicht gestatten«, sagte er.

»Oh, gestatten? Ich hab gefragt, was du davon halten würdest.«

»Ich hielte es für eine Schande für die Familie und einen direkten Vorwurf an mich«, sagte er. »Doch es ist sinnlos, darüber zu sprechen. Keines der Mädchen hat eine solch unsinnige Idee. Und wenn, ich würde es nicht zulassen.«

Diantha lächelte. »Du würdest also deine Frau nicht arbeiten lassen?«

»Meine Witwe müsste es vielleicht, nicht meine Frau.« Er hielt sein feines Haupt ein wenig höher, und ihre Hand schmerzte einen Moment lang.

»Würdest du mich nicht arbeiten lassen? Auch nicht, um dir zu helfen, Ross?«

»Mein liebstes Mädchen, du musst für mich etwas viel Schwierigeres tun, und das ist warten.«

Sein Gesicht verdüsterte sich wieder und er strich sich über die Stirn. »Manchmal denke ich, ich sollte dich gar nicht binden!«, brach es bitter aus ihm heraus. »Du solltest frei sein für einen besseren Mann.«

»Es gibt keinen Besseren!«, sagte Diantha und schüttelte langsam den Kopf. »Und wenn es Millionen gäbe – ich würde keinen von ihnen heiraten. Ich liebe *dich*«, schloss sie mit fester Stimme.

»Dann können wir nur *warten*«, sagte er und biss bei dem Wort die Zähne zusammen, als wollte er es zermalmen. »Es wird nicht schwer sein, wenn du hilfst. Du bist es mehr wert als Rahel und Lea zusammen.« Sie gingen ein paar Schritte schweigend.

»Doch was ist mit der Wissenschaft?«, fragte sie ihn.

»Ich erlaube mir keine Gedanken daran. Ich werde später damit weitermachen. Wir sind jung genug, beide, um auf unser Glück zu warten.«

»Hast du eine Vorstellung, wir können ebensogut dem Schlimmsten ins Auge sehen, mit wie vielen Jahren rechnest du, Liebster?«

Er war ein wenig verärgert über ihre Beharrlichkeit. Überdies, obwohl er den Gedanken nicht zulassen wollte, schien die Frage für sie nicht angemessen. Eine Frau sollte nicht versuchen, eine Wartezeit festzusetzen. Sie sollte darauf vertrauen – einfach allgemeinen Prinzipien gemäß zu warten.

»Ich ertrage etwas besser, wenn ich weiß, was ich zu ertragen habe«, sagte sie leise. »Und ich würde auf dich warten, wenn nötig, mein ganzes Leben lang. Denkst du, es werden zwanzig Jahre sein?«

Er wirkte erleichtert. »Aber nein, Liebling. Es sollten nicht mehr als fünf sein. Oder sechs«, fügte er ehrlicherwise hinzu, wenn auch widerstrebend.

»Siehst du, Vater hatte keine Zeit, die Angelegenheiten zu regeln; es gibt Außenstände, die Kosten für das Begräbnis und die Hypotheken. Doch das Geschäft läuft gut; ich kann es aufrecht erhalten; ich kann es ausbauen.« Entschlossen straffte er seine Schultern. »Ich denke, ich schaffe es in fünf, möglicherweise sogar früher. Mitunter passieren ja auch gute Dinge – so wie du, mein Herz.«

Sie waren bei ihrem Tor angekommen. Sie blieb eine Weile zum Abschied. Einen Schritt hinter dem Gatter befand sich eine Bank, von einer Hecke umschlossen und überdacht von den Ästen einer breiten Akazie. Viele lange Abschiede hatten sie hier verbracht unter dem großen leuchtenden Mond Kaliforniens. Nun saßen sie dort schweigend.

Dianthas Herz war voller Liebe zu ihm, Stolz und Vertrauen; doch da waren auch andere Gefühle, die er nicht auszuloten vermochte. Seine Probleme waren ihr bewusster als ihm und ebenso schwer zu ertragen. Sie war in allen Einzelheiten häuslichen Wirtschaftens unterrichtet und in ihren Augen lebte die Familie Warden in gedankenloser Verschwendung. Dienboten für fünf Frauen erschienen diesem Mädchen aus Neuengland wie pure Faulheit und Hochnäsigkeit und Dora war älter als sie es gewesen war, als sie begonnen hatte, im Haushalt zu helfen. Dass zwei wahlberechtigte Frauen über zwanzig sich lieber von ihrem Bruder aushalten ließen, als sich selbst zu versorgen, verurteilte sie noch schärfer. Zudem war sie sicher, hätte Mr. Warden eine andere Familie zu »unterhalten« gehabt, wäre er nicht so plötzlich und endgültig zusammengebrochen. Allein das Begräbnis – ihr Gesicht verhärtete sich beim Gedanken an die geltungssüchtige »Meute«, die ständigen Blumen, das Grabmal (noch nicht abbezahlt, doch das wusste sie nicht), all der Aufwand zu Ehren eines Mannes, den sie zu Tode geschunden hatten (Diantha formulierte es so hart), genügte vermutlich, ihrer bei der Glück ein ganzes Jahr lang zu verzögern.

Sie stand schließlich auf, ihre Hand immer noch in seiner. »Es tut mir leid, aber ich muss zum Essen, Liebster«, sagte sie. »Du musst gehen. Gute Nacht fürs Erste. Kommst du später noch vorbei?«

»Ja, ein Weilchen, nachdem wir geschlossen haben«, sagte er und löste sich langsam von ihr. Er ging gerade und stolz, solange er ihren Blick auf sich wusste, und warf ihr an der Ecke einen Kuss zu; doch seine Schritte wurden langsamer und seine Kopfschmerzen kehrten zurück, als er sich dem großen Haus mit der Kuppel näherte.

Diantha blickte ihm nach, bis er im außer Sicht war. Mit fest verschlossenen Lippen, ihr wohlgeformter Kopf so gerade gehalten wie seiner, wandte sie sich um und ging zu ihrem Haus. »Es ist eine Schande, eine grausame, ätzende Schande!«, sagte sie rebellisch zu sich. »Ein Mann mit seinen Fähigkeiten. Er könnte alles erreichen in seiner Wissenschaft! Und er liebte sie so! Einen Kolonialwarenhandel betreiben!!!! Und nichts vorzuweisen trotz all des großartigen Aufwands! Sie tun nichts! Sie *leben* nur – und ›führen den Haushalt! All diese Frauen! Sechs Jahre? Eher sechzig! Doch ich werde nicht warten!«